Band II, 11. **1899.**

Non sit alterius, qui suus esse potest. Paracelsus.

Ein Abenteuer unter den Rosenkreuzern.

Von
Dr. med. Franz Hartmann.

X.

(Schluss.)

„Wechsel, allmäliger Wechsel vollzieht sich überall in der Natur. Selbst in den starrsten und orthodoxesten Religionssystemen, in den umnachtetsten und unwissendsten Herzen und Köpfen geht allmälig, aber beständig eine Wandlung vor. Schon die Lehren, die von den Kanzeln und Kathedern des Mittelalters gepredigt wurden, haben sich bis zu einem gewissen Grade verändert. — Die Grösse des Teufels ist so zusammengeschrumpft, dass die Leute beinahe aufgehört haben, ihn zu fürchten, und in demselben Grade, wie klerikale Macht sich verringert hat, hat auch die Vorstellung von Gott an Grösse zugenommen. Schon die Notwendigkeit humanitären Wirkens ist bis zu einer gewissen Grenze anerkannt worden und wird von manchen als ebenso wichtig betrachtet als die Vollziehung der vorgeschriebenen Zeremonien. Immer weiter schreitet der Wechsel vorwärts — aber nur langsam und allmälig; denn es giebt einen mächtigen Riesen, der sich durch seine Verneinung der Zerstörung des Unrathaufens widersetzt — sein Name ist Gewohnheit. Es ist Sitte, gewisse Dinge aufrecht zu erhalten und daher werden sie von der Menge unterstützt.

„Wird der fortschreitende Teil der Welt warten, bis die gesetzlich bestimmten Wächter der Wahrheit den wahren Wert des Schatzes, den sie besitzen, erkannt haben? Müssen wir warten,



bis sie das Juwel von der Kruste gereinigt haben, die sie Jahrhunderte lang um dasselbe ansetzen liessen? Es sind Boten gekommen aus dem Osten, dem Lande des Lichts, wo die Sonne der Weisheit aufgegangen ist, die uns köstliche Perlen und Schätze flüssigen Goldes gebracht haben. — Werden ihre unsäglichen Reichtümer wieder der Fürsorge jener anvertraut werden, die die alten und leeren Formen besitzen, oder wird der neue Wein in neue Fässer gefüllt werden, weil die alten verfault sind?

„Weshalb sollten jene, die das Dämmern des Tages sehen, ihre Augen verschliessen und warten, bis die Blinden ihnen verkünden, dass die Sonne über den Bergen aufgeht? Ist die Liebe zur Wahrheit nicht stark genug, das zu erringen, was später Furcht und Schrecken erreichen können? Könnten die Aufgeklärten nicht Zweig-Konvents errichten, die alle Vorteile orthodoxer Klöster bieten, ohne deren Nachteile zu haben? Könnten sie nicht einen Garten anlegen, in dem die göttliche Lotosblume der Weisheit wachsen und ihre Blätter entfalten kann, ohne durch das Unkraut des Aberglaubens und Irrtums gehindert zu werden; wo die Seele die reine geistige Luft atmen könnte, die frei von dem Dufte des Giftbaumes der Unwissenheit und unvermischt mit dem Ausfluss vernichtenden Aberglaubens wäre; ein Platz, wo der Baum des Lebens, aus der Wurzel des Baumes der Erkenntnis entsprossen, wachsen und seine Zweige weit hinein in das unsichtbare Reich, in dem die Weisheit wohnt, ausbreiten und Früchte bringen könnte, welche die, die davon kosten, göttlich und unsterblich machen."

Hier hielt der Adept wie in tiefem Nachdenken inne; aber nach einem Augenblick des Stillschweigens fuhr er fort: „Ja; in Gottes Namen gründe Dein theosophisches Kloster, wenn Du Bewohner dafür finden kannst; denn es wird immerhin leichter sein, die Wahrheit in ein Haus einzuführen, das noch frei ist, als in eines, das bereits von ihren Feinden besetzt ist."

„Aber," warf ich ein, „eine solche Institution würde einen Adepten als Lehrer brauchen. Würdest Du dieser Lehrer sein wollen?"

Darauf antwortete Theodorus: „Wo ein Mangel ist, wird die Hilfe nicht auf sich warten lassen, denn es giebt kein vacuum in der Natur."



In diesem Augenblick hörte ich wieder den Ton der unsichtbaren silbernen Glocke in der Luft, und der Adept sagte, sich erhebend, dass er für einige Minuten abgerufen würde und bat mich zu verweilen, bis er zurückkehre. Er verliess das Laboratorium. — Ich war allein und durchblätterte eifrig das Buch, welches die geheimen Figuren der Rosenkreuzer enthielt und meine Aufmerksamkeit wurde besonders durch das Zeichen eines umgekehrten Pentagramms gefesselt, dessen beide Spitzen des unteren Dreiecks nach oben standen. Augenblicklich ertönte eine Stimme hinter meinem Stuhle: „In diesem Zeichen ist Ewigkeit und Zeit enthalten, Gott und Mensch, Engel und Teufel, Himmel und Hölle, das alte und das neue Jerusalem mit allen Einwohnern und sonstigen Kreaturen.“

Ich wandte mich erstaunt um und erblickte zu meiner Seite einen Mann mit einem ausserordentlich intelligenten Gesicht in eine Mönchskutte gekleidet. Er entschuldigte sich, meinen Gedankengang unterbrochen zu haben; da ich so eifrig in tiefes Nachdenken über jene Figuren schien, habe ich seinen Eintritt nicht bemerkt.

Das offene Gesicht, die angenehmen Züge und der intelligente Ausdruck gewannen meinem Besucher sofort mein ganzes Vertrauen und ich fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich bin,“ sagte der Fremde, „der Famulus oder wie Du es besser nennen kannst, der Chela des Theodorus. Sie nennen mich scherzhafterweise sein intellektuelles Prinzip, weil mir seine Arbeit obliegt, während der alte Herr schläft.“

Ich fand die Bemerkung recht komisch. Der Fremde erbot sich, mir alle Sehenswürdigkeiten des Laboratoriums zu zeigen, einen Vorschlag, den ich sehr erfreut annahm. Er zeigte mir viele sonderbare Dinge. Über einige von ihnen hatte ich in alchemistischen Büchern gelesen, andere wieder waren mir ganz neu. Schliesslich kamen wir an einen verschlossenen Schrank, der meine Neugier erregte, was mich veranlasste, nach seinem Inhalt zu fragen. —

„O!“ antwortete der Mönch: „Dieser Schrein enthält einige Pulver zum Räuchern, mit deren Hilfe der Mensch die Elementargeister der Natur sehen kann.“



„Ist es möglich!“ rief ich aus, „o wie gerne würde ich diese Geister sehen! Ich habe viel über sie in den Büchern des Paracelsus gelesen, aber niemals Gelegenheit gehabt, welche zu sehen.“

„Sie sind nicht alle hübsch zu nennen,“ sagte der Mönch. „Die Erdgeister haben menschliche Form; sie sind klein, aber sie haben die Fähigkeit, ihre Körper auszudehnen. Diese Gnomen und Pigmäen sind gewöhnlich übellaunig und grob, und man thut besser daran, sie allein zu lassen, obwohl es schon vorgekommen ist, dass sie sehr gute Freunde der Menschen wurden und ihnen verborgene Schätze und Minen zeigten. Die Luftgeister oder Sylphen sind weit angenehmerer Natur, dennoch können wir uns auf ihre Freundschaft nicht verlassen. — Die Salamander, die im Element des Feuers leben, sind hässliche Gesellen und es ist besser, nichts mit ihnen zu thun zu haben. Hingegen die Nymphen und Undinen sind liebliche Geschöpfe und verbinden sich oft mit den Menschen.“

„Ich wünschte, ich könnte jene schönen Wassergeister sehen,“ rief ich aus, „aber ich fürchte fast, dass sie in das Reich der Fabel gehören. Vor vielen Jahren erzählten Berichte der Seeleute von Meermenschen und Seejungfrauen, die sie in einiger Entfernung vom Schiffe aus gesehen haben wollten. Sie erzählten, dass jenes Meervolk menschliche Wesen seien, deren Oberkörper einem Manne oder einer Frau glichen, während der Unterkörper der eines Fisches war. Sie erzählten uns lange Märchen von ihrer Schönheit, ihrem wogenden Haar, ihren herrlichen Gesang und nannten sie Sirenen, weil man von ihnen sagte, dass sie so bezaubernd singen könnten, dass der Mensch, der ihre Stimmen einmal gehört habe, Alles andere vergesse ausser ihren Gesang, dem er verfallen sei. — Schliesslich wurde einmal eine solche Sirene gefangen und es stellte sich heraus, dass sie nichts anderes war als ein merkwürdiger Fisch von der Spezies Halicore Cetacea, den man in einiger Entfernung seiner Farbe wegen für einen Menschen halten könnte — und er soll bellen wie ein Hund. — Vielleicht sind jene Undinen und Nymphen auch nichts weiter als Fische.“

„Das ist eine sehr irrige Ansicht, mein lieber Herr,“ erwiderte der Mönch. „Der Halicore ist ein Fisch, aber die Undinen und Nymphen sind Elementargeister der Natur, die im Element des Wassers leben, unter gewöhnlichen Umständen für den Menschen



unsichtbar sind und infolgedessen auch auf diese Weise nicht gefangen werden können. Sie sind beinahe wie menschliche Wesen, nur viel ätherischer und schöner; unter gewissen Umständen können sie für den Menschen sichtbar werden. Sie können selbst beständig materielle Form annehmen und auf dem Lande bleiben. Es ist sogar ein Fall bekannt, in welchem ein gewisser Graf Stauffenberg eine solche Nymphe um ihrer Schönheit willen heiratete und mit ihr länger als ein Jahr lebte, bis einige bornierte Theologen ihm damit Angst machten, indem sie ihm erzählten, dass sein Weib ein Teufel sei. Der Graf hatte sich zu derselben Zeit in ein hübsches Landmädchen verliebt, und so kam ihm die Einmischung des Priesters ganz willkommen; er nahm sie zum Vorwand, um seine rechtmässige Frau davonzujagen. Aber sie rächte sich; am dritten Tage nach seiner zweiten Hochzeit fand man den Grafen tot in seinem Bett. Diese Nymphen sind sehr schön, stark in ihrer Liebe und beständig, aber sie sollen auch sehr eifersüchtig sein.“

Je mehr der Mönch von diesen Wassernymphen sprach, desto stärker wurde das Verlangen in mir sie zu sehen. — Ich bat ihn, eine Räucherung mit dem geheimnisvollen Pulver vorzunehmen und er willigte schliesslich ein, — warf ein paar Stückchen trockner Ahornrinde, einige getrocknete Lorbeerblätter in ein Kohlenbecken, fügte einige Stückchen Holzkohle hinzu und entzündete sie. Dann streute er etwas von dem mysteriösen Pulver darauf, bis ein weisser Rauch aufstieg, der wie ein Nebel den Raum erfüllte und einen süssen Wohlgeruch verbreitete. Die Gegenstände waren nur noch schwach durch den Nebel zu sehen und bald verschwanden sie vollständig. Die Wände des Zimmers waren nicht mehr zu sehen. Die Luft schien in eine schwingende Bewegung versetzt zu sein und dichter zu werden; ich fühlte mich aber nicht dadurch bedrückt, sondern empfand im Gegenteil eine grosse Heiterkeit und Befriedigung. Schliesslich wusste ich, dass ich mich im Element des Wassers befand und davon getragen wurde. Ich schwamm, mein Körper war jedoch so leicht wie eine Feder, und ich brauchte auch keine Stütze, die mich vor dem Sinken bewahrte; es schien, als wäre das Wasser mein Element, als sei ich darin geboren worden. Direkt über meinem Kopfe erglänzte ein Licht; ich stieg zur Oberfläche auf und sah um mich. — Ich befand mich mitten auf dem Meere



und tanzte mit den Wogen auf und nieder. Es war eine leuchtende Mondscheinnacht. Rechts über mir stand der Vollmond, er warf seine silbrigen Strahlen auf das Wasser und liess die kräuselnden Wellen und die schaumigen Kämme hoch oben auf den Wogen wie flüssiges Silber und Diamanten funkeln und glänzen. In weiter Entfernung erschien ein Gestade mit einer Bergkette, die mir sehr bekannt vorkam. Schliesslich erkannte ich sie als die Küste der Insel Ceylon mit der Bergkette zwischen Colombo und Galle. — Sicherlich, ich konnte mich nicht irren, denn ich erkannte ganz deutlich den Adams Peack.

Niemals werde ich dieses herrliche Gefühl vergessen, das ich bei diesem ätherischen Bad in den mondhellen Gewässern des indischen Oceans empfand. Es schien mir, als sei mein sehnlichster Wunsch erfüllt und ich frei von meinem sterblichen Körper und seiner Schwere — und doch war ich Ich selbst. Ich konnte keinen Unterschied bemerken zwischen dem Körper, dem ich jetzt innewohnte und dem, in welchem ich vor der Räucherung war; — und mein jetziger Körper war so leicht, dass es mir dünkte, ich würde ebensoleicht in die Luft emporsteigen können, als ich auf dem Wasser schwamm.

Horch! Ein matter Ton wird von den Lüften herübergetragen; es scheint eine menschliche Stimme zu sein. Es kommt näher, und nun höre ich es deutlich; es ist der melodische Gesang einer menschlichen Stimme. Ich wende mich nach der Richtung, aus der der Klang ertönt und sehe drei schwimmende Gestalten auf den Wogen empor- und untertauchen und immer näher kommen. — Sie scheinen mit einander zu spielen, und als sie sich nähern, bemerke ich drei schöne weibliche Wesen mit langem wogenden Haar; aber die eine in der Mitte übertrifft die anderen an Schönheit. Sie scheint die Königin zu sein, denn sie trägt einen Kranz von Wasserrosen anf dem Haupte. Sie kommen noch näher; jetzt scheinen sie mich zu sehen und halten inne. Sie beraten untereinander, aber Neugier besiegt ihre Furcht. Sie kommen ganz nahe und sprechen zu mir. Ihre Stimmen sind klangvoll und melodisch, ihre Sprache ist mir fremd und dennoch verstehe ich, was sie sagen. Nachdem sie entdeckt haben, dass ich ein Sterblicher bin, scheinen sie ebenso eifrig eine Be-



kanntschaft mit mir anknüpfen zu wollen, als ich mich mit ihnen in freundliche Beziehungen stellen möchte.

Sie laden mich ein, mit nach ihrer Heimat zu kommen; sie sprechen von ihrem herrlichen Palaste, der von schönen Muscheln erbaut zwischen Korallenriffen in der Tiefe des Ozeans liegt, von den milchweissen Perlen, mit denen sie die Wände geschmückt haben; von dem Azurblau der Wogen, das durch die durchsichtigen Wände ihres Schlosses leuchtet, von den vielen wunderbaren Dingen, die noch kein Sterblicher gesehen hat. Ich wende ein, dass ich ein Sterblicher bin und in ihrem Elemente nicht leben kann; aber die schöne Königin steigt mit dem Oberkörper aus dem Wasser empor, lächelt und nickt mir mit ihrem reizenden Kopfe zu, und eine Flut von Diamanten scheint von ihren wogenden Locken herniederzuströmen. „Komm,“ flüstert sie, „kein Leid soll Dir geschehen, denn meine Liebe wird Dich beschützen.“ Sie breitet ihre herrlich geformten Arme gegen mich aus und berührt meine Schulter, und bei ihrer Berührung schwindet mein Bewusstsein. Ein wollüstiges Empfinden durchdringt mein ganzes Wesen; ich fühle, dass ich mich im Element des Wassers auflöse. — Nur schwach höre ich noch den fernen Donner der brandenden Wellen wie sie über den sandigen Strand rollen. Ich fühle, dass mein Wunsch erfüllt ist, — einen Augenblick noch — und ich weiss nichts mehr.

V. Kapitel.

Ende.

Ich habe wenig mehr meiner Erzählung beizufügen. Ich erwachte, und als ich meine Augen öffnete, fand ich mich ausgestreckt auf dem Moose, im Schatten jener mächtigen Fichte, wo ich augenscheinlich eingeschlafen war. Die Sonne stand noch hoch am westlichen Horizont, oben in den Lüften beschrieben zwei Geier langgezogene Spiralen und in ihrem Geschrei glaubte ich die Stimme der Nymphenkönigin wieder zu erkennen. Jenseits des Thales war noch der rauschende Wasserfall mit den schäumenden Becken, und der Gischt sprühte noch in die Luft, und das Wasser floss noch über den moosbedeckten Grund.



„Halloh!“ rief ich aus, „ist Alles, was ich gesehen habe, nichts weiter als ein Traum gewesen? War Alles, was so schön und Wirklichkeit schien nur eine Illusion meines Gehirns, und bin ich nun zu wahrem Leben erwacht? Warum starb ich nicht in den Armen der Königin und rettete mich so vor diesem furchtbaren Erwachen?“

Ich stand auf, und als ich mich erhob fiel mein Blick auf die Knospe einer weissen Lilie, die im Knopfloch meines Rockes steckte. Ich traute meinen Augen kaum und hielt mich wieder für das Opfer einer Halluzination. Ich berührte die Lilie; sie verschwand nicht und war eben so wirklich wie der Boden, auf dem ich stand; sie gehörte zu einer Spezies, wie sie in diesen kalten Bergregionen nicht wächst; sie kommt nur in mildem, warmen Klima fort. Ich erinnerte mich an das Gold; ich griff mit der Hand in meine Tasche, und siehe da, zwischen den wenig übrig gebliebenen Silbermünzen, fand ich einen massiven Klumpen glänzenden reinsten Goldes; aber die kleinen rubinroten Perlchen waren abgefallen und verloren gegangen. — Ich rief mir auch das kostbare Buch ins Gedächtnis zurück, welches mir der Adept versprach nach meinem Hotelzimmer zu schicken; aber ich hatte das Gefühl, als hätte ich eine Indiskretion während der Abwesenheit des Theodorus begangen, als ich vorwitzig die Geheimnisse seines Laboratoriums durchspürte und den Versuchungen seines Famulus lauschte. Ich fühlte mich seiner Güte unwürdig und war zweifelhaft, ob er mir dennoch das Buch schicken werde.

Ich flog mehr, als ich ging, den Berg hinab, den Weg entlang, der nach dem Dorfe führte. Ich kümmerte mich nicht um die herrliche Scenerie, sah nicht die Bergspitzen, die von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden; — hörte nicht das leise Murmeln des Flusses. Es wurde dunkel, und der Vollmond stieg über den Hügeln auf, ebenso wie der, den ich wenige Stunden vorher im Indischen Ozean gesehen hatte. — Ich rechnete die Zeitdifferenz zwischen Deutschland und Ceylon und fand, dass ich in der That den Mondschein im Golf von Bengalien sehen konnte, während die Sonne in den Alpen schien.

Ich kam in O. an, bemerkte kaum die erstaunten Blicke der Bewohner, die mich vielleicht für einen Irrsinnigen hielten, als ich



so durch die Strassen lief. Ich betrat das Gasthaus, eilte die Treppe empor in mein Zimmer, und als ich eintrat, sah ich auf dem Tische das wertvolle Buch, die „Geheimen Figuren der Rosenkreuzer des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.“ Auf der ersten Seite standen folgende Worte mit Bleistift geschrieben:

Mein Freund, ich bedaure, dass Du unser Heim so plötzlich verlassen hast, und ich kann Dich jetzt nicht einladen, uns wieder zu besuchen. Der, welcher verlangt, in dem friedvollen Thale zu bleiben, muss stark genug sein, allen sinnlichen Verführungen zu widerstehen, selbst denen der Wasserkönigin. Studiere dieses Buch praktisch. Bringe den Kreis in ein Quadrat. Ertöte die Metalle, reinige sie von allen schlechten Bestandteilen; wenn Du darin erfolgreich warst, werden wir uns wiedersehen. Ich werde bei Dir sein, wenn Du mich brauchst.

Mit brüderlichem Grusse

Theodorus.

Man kann sich vorstellen, dass ich mich trotz meiner Müdigkeit nicht zeitig zur Ruhe begab. Ich ging noch lange Zeit in meinem Zimmer auf und ab und überdachte die Ereignisse jenes denkwürdigen Tages. Ich versuchte die Grenze zu finden zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Objektivem und Subjektivem, zwischen Traum und Wirklichkeit, und ich erkannte, dass es keine Grenze gab und alle diese Bezeichnungen nur relativ sind, die nicht allein von der Natur der Dinge abhängen, die objektiv oder subjektiv erscheinen, sondern von unserer eignen Natur, und dass in einem Daseinszustand gewisse Dinge uns wirklich erscheinen und andere illusorisch, in einem anderen Zustand die illusorischen wirklich werden — und das, was vorher wirklich schien, zum Traum wird. Vielleicht wird uns unser ganzes irdisches Leben am Ende nichts anderes scheinen als eine Halluzination!

Als ich so umherwanderte, fiel mein Blick auf eine Bibel auf dem Wandbrett, die meinem Wirt gehörte. Ich fühlte den Drang sie aufs Geradewohl aufzuschlagen und zu sehen, was sie sagte. Ich that es und mein Auge heftete sich auf das zwölfte Kapitel der zweiten Epistel des Apostel Paulus an die Corinther, worin es heisst:



„Ich kenne einen Menschen in Christo, der vor vierzehn Jahren bis an den dritten Himmel entrückt wurde (ob mit dem Körper, weiss ich nicht, oder ausser dem Körper, weiss ich nicht, Gott weiss es!) Ja, ich weiss, dass dieser Mensch (es sei nun mit dem Körper, oder ausser dem Körper, das weiss ich nicht, Gott weiss es!) in das Paradies entrückt wurde, und dass er geheimnisvolle Dinge vernahm, die kein Mensch erzählen kann.“

Unsere Leser wird es gewiss interessieren, über „die geheimen Figuren der Rosenkreuzer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts“ etwas Näheres zu erfahren. Ich teile deshalb heute schon mit, dass in den ersten Heften des 3. Bandes der „Neuen Metaphysischen Rundschau“ einige Studien über dieses Werk erscheinen, sowie ein Teil des merkwürdigen und ungeheuer seltenen Buches selbst im Neudruck.

Dhyana und Samadhi.

Vom
Swami Vivekananda.

(Schluss.)

Der Yogi lehrt, dass der Geist einen höheren Daseinszustand hat, jenseits alles Denkens, einen überbewussten Zustand, und wenn die Seele jenen höheren Zustand erreicht, dann erlangt der Mensch jene metaphysische Erkenntnis, die über aller physischen Erkenntnis steht. Metaphysische und transzendentale Erkenntnis überwältigt jenen Menschen, und manchmal erfährt diesen Zustand jenseits des Denkens, der die gewöhnliche menschliche Natur weit überragt, wie durch Zufall auch ein Mensch, der nichts von dieser Wissenschaft versteht; er stolpert gewissermaassen hinein. Dann scheint ihm auch dieser Zustand wie von aussen zu kommen. Daraus nun ersehen wir, weshalb eine Inspiration, oder diese transzendentale Erkenntnis ein und dieselbe in verschiedenen Ländern sein kann, nur in einem scheint sie von einem Engel, in einem anderen von einem Deva und wieder in einem anderen von Gott zu kommen. Was bedeutet das? Der Geist hat durch seine eigne Natur Erkenntnis erlangt, und das Finden der Erkenntnis offenbarte sich dem Glauben, der Erziehung und den Anschauungen der Person entsprechend, durch welche sie kam. Es ist Thatsache, dass derartige Menschen sich sozusagen zufällig in diesen überbewussten Zustand verliefen.

Der Yogi sagt, dass eine grosse Gefahr darin liegt, sich in diesen Zustand zu verirren. In vielen Fällen steht zu befürchten, dass das Gehirn zerstört wird, und man wird regelmässig finden, dass jene Menschen, wie bedeutend sie auch sein mögen, die sich



in solchen überbewussten Zustand verirrten ohne Verstehen, im Finstern tappen und neben ihrer Erkenntnis wunderlichen Aberglauben hegen. — Sie öffnen sich selbst für Halluzinationen. Muhamed sagt, der Engel Gabriel kam eines Tages zu ihm in eine Höhle, und nahm ihn auf das himmlische Pferd Harak, und er besuchte die Himmel. Aber trotz Allem sprach Muhamed wunderbare Wahrheiten. Wenn Du den Koran liest, findest Du die herrlichsten Wahrheiten gemischt mit den wunderlichsten Aberglauben. Wie willst Du das erklären? Jener Mensch war inspiriert ohne Zweifel, aber er hatte sich in jene Inspiration verirrt. Er war kein erzogener Yogi und kannte den Beweggrund dessen, was er that nicht. Denke an das Gute, das Muhamed der Welt that, und denke an das grosse Uebel, dass er der Welt durch seinen Fanatismus zufügte. Denke an die Millionen, die durch seine Lehren umgebracht wurden, Mütter ihrer Kinder beraubt, Kinder zu Waisen gemacht, ganze Länder zerstört, Millionen über Millionen von Menschen getötet!

Wenn wir die Leben jener grossen Religionslehrer studieren, sehen wir, dass diese Gefahr immer vorhanden war. Und doch finden wir gleichzeitig, dass sie alle inspiriert waren. Irgendwie kamen sie in den überbewussten Zustand, nur mit dem Unterschied, dass ein Prophet durch die einfache Kraft der Erhebung in diesen Zustand kam und aus ihm Wahrheiten mit herunterbrachte, doch gesellten sich ihnen Aberglauben und Fanatismus in gleichem Maasse hinzu, durch welch letztere die Welt in eben dem Maasse geschädigt wurde, in dem jene ihr Gutes thaten. Um etwas Vernunft aus dieser Masse Ungereimtheit, die wir menschliches Leben nennen, herauszufinden, müssen wir den Verstand überbrücken und ins jenseitige Land hinübersteigen, aber wir müssen dies wissenschaftlich, langsam, durch regelmässige Übungen thun und allen Aberglauben abwerfen. — Wir müssen diese Kenntnisse wie jede andere Wissenschaft aufnehmen; die Vernunft müssen wir zu Grunde legen; wir müssen ihr folgen soweit sie uns führt, und wenn die Vernunft versagt, dann wird die Wissenschaft selbst uns den Weg zu der höchsten Ebene zeigen; wenn wir von jemandem hören er sei inspiriert, und er spricht dann den ungereimtesten Unsinn, dann sollten wir seine Reden einfach verwerfen. — Warum? Weil diese drei Geistes-



zustände Instinkt, Verstand und Überbewusstsein, oder Unterbewusstsein, Bewusstsein und Ueberbewusstsein zu ein und demselben Geiste gehören. Es giebt nicht drei Geister in einem Menschen; aber ein Geisteszustand entwickelt sich in den anderen. Instinkt entwickelt sich zum Verstand, Verstand in das transzendentale Bewusstsein; daher widerspricht niemals eines dem anderen. Wenn Du also jemals Zuständen begegnest, die menschlichem Verstand und Gemeinsinn zuwiderlaufen, verwirf sie ohne Furcht, denn die wahre Inspiration wird niemals widerspruchsvoll sein, sondern vernünftig. Ebenso wie die grossen Propheten sagten: „Ich bin gekommen nicht zu zerstören, sondern zu erfüllen;" so kommt die Inspiration immer um den Verstand zu erfüllen und ergänzen und ist in direkter Harmonie mit dem Verstande, und wenn sie jemals dem Verstande zuwiderläuft, dann wisse, dass es keine Inspiration ist!

Alle diese verschiedenen Yoga-Stufen sind bestimmt, uns wissenschaftlich bis zu dem überbewussten Zustand oder Samadhi zu bringen. Ebenso ist es ein sehr wesentlicher Punkt, zu verstehen, dass Inspiration sowohl in jedes Menschen Natur liegt, wie in der der alten Propheten. Diese Propheten waren nicht Ausnahme-Naturen; sie waren ganz dasselbe wie Du und ich. Sie waren grosse Yogis. Sie hatten das Ueberbewusstsein erlangt und Du und ich können dasselbe auch erreichen. Die Thatsache allein, dass ein Mensch überhaupt im Stande ist, diesen Zustand zu erlangen, beweist uns, dass es für jeden Menschen möglich ist. Nicht allein möglich, sondern jeder Mensch muss einmal zu diesem Zustande gelangen; und das ist Religion. Erfahrung ist der einzige Lehrer, den wir haben. — Wir mögen unser ganzes Leben sprechen und nachdenken, ohne jemals ein Wort der Wahrheit zu verstehen, bis wir sie selbst erfahren haben. Du kannst nicht erwarten, aus Jemandem einen Chirurgen einfach dadurch zu machen, dass Du ihm einige Bücher giebst. Du kannst nicht meine Neugier, irgend ein Land zu sehen, befriedigen, wenn Du mir nur eine Landkarte davon zeigst. — Ich muss eigne Erfahrung haben. Landkarten können höchstens in uns Neugier erwecken, vollkommenere Kenntnis von einem Lande zu erlangen. — Darüber hinaus geht ihr Wert nicht. Alles Hängen an Büchern degeneriert den menschlichen Geist nur. Gab es jemals eine schrecklichere Verlästerung als zu sagen, dass



alle Gotteserkenntnis in diesem oder jenem Buche eingeschlossen ist? Wie können Menschen Gott unendlich nennen und dennoch versuchen, ihn zwischen die Deckel eines kleinen Buches zu pressen. Millionen von Menschen sind getötet worden, weil sie nicht glaubten, was diese Bücher sagen, weil sie in ihnen nicht alle diese Gotteserkenntnis finden konnten. Dieses Töten und Hinmorden ist nun freilich vorüber, aber die Welt ist noch immer in den fürchterlichen Banden des Bücherglaubens.

Um diesen Zustand des Ueberbewusstseins auf einem wissenschaftlichen Wege zu erlangen, müssen wir diese verschiedenen Stufen passieren, die ich Euch in Raja Yoga gelehrt habe. Nach Pratyahara und Dharana, welche ich Euch in der letzten Stunde lehrte, kommen wir nun zu Dhyana, dem Meditieren. Wenn der Geist erzogen ist auf einem inneren oder äusseren Fleck haften zu bleiben, so kommt ihm sozusagen die Fähigkeit in ununterbrochener Richtung gegen diesen Punkt auszuströmen. Diesen Zustand nennt man Dhyana. Wenn diese Dhyana-Kraft so intensiv geworden ist, um im Stande zu sein, den äusseren Teil der Wahrnehmung zurückzuweisen, und nur in Meditation über den inneren Teil zu verharren, — so nennt man jenen Zustand Samadhi. Die drei — Dharana, Dhyana und Samadhi — nennt man zusammen Samyama, das ist: wenn sich der Geist auf einen Gegenstand konzentrieren kann und dann im Stande ist, in dieser Konzentration eine lange Zeit fortzufahren und dann, durch fortgesetzte Konzentration nur in dem inneren Teil der Wahrnehmung zu wohnen, von welcher der Gegenstand die Wirkung war, so erlangt ein solcher Geist Herrschaft über Alles.

Dieser meditative Zustand ist der höchste Daseinszustand. So lange der Wunsch noch da ist, kann keine wahre Glückseligkeit aufkommen. Es ist nur das beschauliche Studium der Gegenstände, das uns wahre Freude und Glück bringt. Das Tier hat sein Glück in den Sinnen, der Mensch im Intellekt und der Gott in geistiger Beschauung. Nur für die Seele, die diesen beschaulichen Zustand erreicht hat, ist die Welt wirklich schön geworden. Nur für den, der nichts wünscht und sich nicht mit ihnen vermischt, sind die mannigfaltigen Wechsel der Natur ein Panorama der Schönheit und Erhabenheit.



Diese Ideen liegen dem Dhyanazustande oder der Meditation zu Grunde. Wir hören einen Ton. Dies ist erstens eine äussere Schwingung, zweitens eine Nervenbewegung, die sie dem Geiste zuführt, drittens, eine Reaktion des Geistes, mit welcher die Erkenntnis des Gegenstandes, welcher die äussere Ursache dieser verschiedenen Veränderungen von den Ätherschwingungen zu der geistigen Thätigkeit hinüberspringt. Diese drei werden in Yoga Sabdha (Ton), Artha (Sinn) und Inâna (Weisheit) genannt. In der philosophischen Sprache nennt man sie die ätherische Vibration, die Bewegung in den Nerven und dem Gehirn, und die geistige Reaktion.

Jetzt sind diese Vorgänge, obwohl gesondert und bestimmt, miteinander vermischt in einer Weise, die sie völlig unkenntlich unter einander macht. In der That, wir können gegenwärtig keine dieser Ursachen gesondert wahrnehmen. Wir begreifen nur die Wirkung dieser 3 Vorgänge und nennen dieselbe äusseres Objekt. Jede Wahrnehmung schliesst diese 3 Vibrationsarten in sich und deshalb ist kein plausibler Grund vorhanden, weshalb man nicht zwischen ihnen unterscheiden sollte.

Wenn der Geist durch die vorerwähnten Vorbereitungen stärker und gehorsamer wird und die Kraft feinerer Wahrnehmungen erlangt hat, dann sollte er zu Meditationen gebraucht werden. Die Meditation muss mit gröberen Gegenständen beginnen und sich langsam zu feineren erheben, dann zu immer feinereren und feineren, bis sie schliesslich gegenstandslos wird. Der Geist sollte zuerst dazu gebraucht werden die äusseren Ursachen der Empfindung wahrzunehmen, dann die inneren Bewegungen und dann die Reaktion des Geistes. Wenn es ihm gelungen ist, die äusseren Ursachen der Empfindungen durch diese selbst wahrzunehmen, wird er die Fähigkeit erlangen, alle feineren materiellen Daseinsformen wahrzunehmen, alle feineren Körper und Formen. — Wenn es ihm gelingt die inneren Bewegungen wahrzunehmen durch diese selbst, so wird er die Herrschaft über alle geistigen Wogen erlangen in sich selbst oder in anderen, selbst noch ehe sie sich in physikalische Kräfte übertragen haben; und wenn er fähig ist die geistige Reaktion durch sich wahrzunehmen, so wird der Yogi Kenntnis von allen Dingen erlangen, denn jeder wahrnehmbare Gegenstand, jeder Ge-



danke ist das Ergebnis dieser Reaktion. Dann wird er sozusagen selbst den Grund seines Geistes gesehen haben und derselbe wird vollständig unter seiner Herrschaft stehen. Verschiedene Fähigkeiten werden über den Yogi kommen, und wenn er sich den Verführungen einer derselben hingiebt, so wird der Weg zu seiner weiteren Entwicklung verriegelt sein. Das sind die üblen Folgen der Jagd nach Vergnügungen. Aber wenn er stark genug ist, selbst diese wunderbaren Kräfte von sich zu weisen, wird er das Ziel der Yoga erreichen, die vollkommene Ueberwältigung der Wogen im Ocean des Geistes. Dann wird die Glorie der Seele, unberührt durch die Zerstörungen des Geistes, oder die Bewegungen seines Körpers im vollen Strahlenglanze scheinen. Und der Yogi wird sich selbst als das, was er ist und immer war, das Wesen der Erkenntnis, das Unsterbliche, Allgegenwärtige finden.

Samadhi ist das Eigentum jedes menschlichen Wesens, ja jedes Tieres. Vom niedrigsten Tiere bis zum höchsten engelhaften Wesen, wird jedes einmal in jenen Zustand kommen, und dann erst, dann allein wird für dasselbe die Religion beginnen. Und was thun wir fortwährend? Wir streben nur jenem Zustand entgegen; es giebt keinen Unterschied zwischen uns und jenen, die keine Religion haben, weil wir noch keine Erfahrung gehabt haben. Wozu nützt uns Konzentration, wenn sie uns nicht zu dieser Erfahrung bringt? Jede Stufe, um Samadhi zu erreichen, ist bedacht, sorgfältig geordnet, wissenschaftlich organisiert worden, und wenn die Übungen ernst und mit Vertrauen ausgeführt werden, werden sie uns sicherlich zu dem erwünschten Ziele führen. Dann werden alle Sorgen aufhören, alles Elend verschwinden; der Same der Handlungen wird verbrannt werden, und die Seele wird für immer befreit sein. —

(Fortsetzung „Résumé“ folgt.)



Eine deutsche Couédon.

Von
Paul Zillmann.

Wir Menschen leben wohl alle in Häusern, deren Fensterläden mittels einer zwar einfachen, uns aber zumeist unbekannten Mechanik geschlossen sind. Nur hier und da gelingt es einem, einen Laden aufzustossen und einen Blick in die Landschaft draussen zu werfen. Und dann ist es auch noch zum öftesten ein Tappen im Finstern gewesen, wobei das Menschlein versehentlieh an den rechten Knopf gedrückt hat. Dann öffnet sich für den Augenblick ein breiter Spalt, helles goldenes Licht flutet herein, im Hintergrund sieht man die göttlich-schöne Erde und vom Fenster aus führt ein Weg gerade hinein in das Paradies. Einer nun sieht beim Aufblitzen des Lichtes den Weg nahe am Hause, oder den Weg des Nachbarn, ein andrer sieht die Ruheplätze am Wege, ein dritter die Abgründe an den Seiten und ein vierter, der Glücklichste, durcheilt den Weg mit Gedankenschnelle und lebt für Sekunden einen himmlischen Traum im Wunderlande des Jenseits, wo es von ewigem Licht gleisst, wo die Atmosphäre in schattenloser Klarheit die herrlichsten Blumen umschmeichelt, wo die Seelen der Seligen friedlich lustwandeln, ein Leben führen, wie Dante es erträumte. — Plötzlich klappt das Fensterchen wieder zu; im Raum herrscht wieder das trübe Dunkel, schattenhaft huschen die Menschlein an ihren Fensterlein hin und wieder; die einen gleichgiltig, als brauchten sie kein Licht, die andern hastig an den Schlössern schüttelnd; als hätten sie den Sonnenaufgang verpasst. Und wieder andere stehen verschränkten Armes davor und warten und harren; — einst werden sie stark genug sein, die eisernen Bänder zu durchbrechen und in vollen Zügen die



Himmelsluft zu atmen, — einst, wenn sie stark geworden sind. Und seltsam, bei manchen Fensterlein stehen zwei Wesen, das eine schattenhaft, wie die andern Menschlein, das andere licht und schön. Und das Lichte zeigt dem Schattenhaften, wie die Mechanik zu handhaben ist. Es erklärt die Knöpfe zum Drücken und die Riegel zum Schieben., — Dann hat das Schattenhafte die Lektion begriffen und auf und zu geht das Fenster. Licht strömt ein und Bild auf Bild nimmt der kleine Menschenschüler auf. Und seinen Kameraden erzählt er davon, — freilich wills ihm mancher nicht glauben, doch hie und da hat auch schon einer „durchgeguckt" und bestätigt ihm „es ist so." Und die Menschheit glaubt ihnen, denn sie waren Propheten und der Geist Gottes sprach durch sie! —

Auch heute noch weilen unter uns Propheten, Wesen, neben deren menschlicher Leibhaftigkeit die göttliche Seele steht, die ihnen das Werdende zeigt, um die Gegenwart zu verstehen und die Vergangenheit zu beurteilen. Eine von diesen Propheten war Mademoiselle Couédon in Paris, deren Auftreten die halbe Welt von sich reden machte. Eine andere ist die „Seherin an der Spree", Frau M., auch de Ferriëm genannt. Die zahlreichen Weissagungen, welche sie in hervorragender Weise seit 1896 gegeben hat, zeigen, wie klar ihr oft das Zukunftsbild erscheint. Ich möchte heute nicht auf die bisher schon eingetroffenen eingehen. Frau de Ferriëm hat die Dreyfussaffäre, die Lage der Andree'schen Expedition, den Sturz der Glocke der Simeonskirche, zahlreiche Unglücksfälle und private Angelegenheiten richtig vorausgesehen oder wenigstens zum Teil den Verlauf annähernd richtig erkannt. Nachdem unsere Leser durch den Artikel „Noctis" an der Hand biblischer Aussagen sich ein Bild von den zukünftigen Ereignissen unseres Kontinentes machen konnten, möchte ich in erster Linie heute auf zwei Weissagungen hinweisen, deren eine die Entwickelung Deutschlands betrifft, wogegen die andere den zukünftigen Weltreformator schildert. Die erstere erhielt die Seherin in der ersten Hälfte des Juli 1899 in Versen:

„Ich sah an meinem Geist vorüberschweben
Des Landes Zukunftsbild gleich einem Hauch;
Ein geist'ger Doppelblick ward mir gegeben:
Ich sah bei uns viel Trauriges, doch auch



Erfreuliches, Erhabenes zugleich —
Sehr viel verändert wird dadurch im Reich.

Trotzdem man ew'gen Frieden anstrebt, wehen
Kriegsfahnen hier, wenn wir erst kurze Zeit
In dem Jahrhundert, das wir bald begrüssen, stehen!
Ich schaue viele Schlachten, blut'gen Streit.
Und ich erblicke gar den Feind im Land;
Doch hält er deutscher Kraft nicht lange Stand.

Von Sieg zu Sieg wird Deutschland schliesslich schreiten!
Ich seh' des ein'gen Reiches schönsten Tag,
Und kühn den Hohenzollern-Adler gleiten,
Der vorwärts fliegt mit mächt'gem Flügelschlag;
Das deutsche Reich dehnt weit, sehr weit sich aus,
Weil Gott mit ihm und seinem Kaiserhaus.

Sehr weit in das Jahrhundert konnt' ich schauen
Mein Vaterland erstreckte sich so weit,
Mit den durch öft'ren Krieg vermehrten Auen,
Wie's etwa war zu Barbarossas Zeit,
Und Friedensodem liess der Ew'ge wehn;
So sah ich es auf lange Zeit bestehn.

Ähnliches sagen in gewissem Sinne auch die biblischen Propheten, doch verbietet sich eine Publikation dieser Weissagungen aus Platzmangel; wer seine Bibel ordentlich kennt, wird selbst finden, wo diese Sprüche einsetzen.

Für den Jahrhundertwechsel sagt uns die „Seherin" das Nahen des Weltreformators voraus:

. . . .

Er hat kein Schwert, doch seine Zunge
Ein hell und heilig Feuer sprüht;
Mit seiner Rede mächt'gem Schwunge
Ergreifet er jegliches Gemüt.

Er siegt mit Frieden, nicht mit Kriegen,
Vernichtet der Millionen Spott;
Er hat kein Geld in Rom zu liegen,
Und oft kein Obdach und kein Brot.

Und dennoch wird er gross und mächtig
Durch seines Gottes Hilfe sein;
Selbst viele, die da thronen prächtig,
Sie werden hilflos zu ihm schrei'n.



Man wird nach seinen Worten handeln,
Dies wird sein irdisch schönster Lohn,
Und lange, lange wird er wandeln,
Und scheiden einst wie Simeon.

Wer ist der Menschenfreund, der grosse,
Der Licht bringt in die Erdennacht?
Es ist kein Christus, ist kein Mose;
Man wird sich irren, wenn man's sagt.
. . . .

Der ist's, den Viele bald schon sehen,
Der Friedefürst der neuen Welt;
Noch wenige Jahrzehnte gehen
Dahin, und er tritt kühn in's Feld.

Wer ist's, der Alles neu wird schaffen,
Dass viele Herzen nicht mehr wund,
Und mit gewalt'gen, geist'gen Waffen
Durchpilgern wird das Erdenrund?

Der ist's, der so viel Lieb' wird tragen
Zur Welt, dass er ihr Alles giebt,
Was ihm verlieh'n, dass man wird sagen,
Gott selber ist's, der uns so liebt. — —

(Aus dem „Berliner Fremdenblatt" vom 1. März 1899)

Bei diesem Gedicht erinnere ich mich eines Gespräches, welches ich mit einem der bedeutendsten Geistlichen unserer Zeit vor einigen Jahren führen durfte. Der greise, liebenswürdige Herr verkündete mit leuchtenden Augen, dass im kommenden Jahrhundert ein Christus auferstehen würde, der Friedensfürst, der mit machtvoller Hand die Zügel der Menschheit ergreifen würde. Freilich kam der Herr nicht auf Grund von Visionen zu dieser Annahme, sondern durch die Erkenntnis, dass die Menschheit ihre grossen Geister als Blüte ganzer Entwickelungsperioden aus sich selbst schafft und erstehen lässt, kurz, dass die Menschheit als solche von Zeit zu Zeit an einem Menschheitskinde niederkommt, dass ebenso als Folge einer Jahrhundertelangen Schwangerschaftszeit notwendig kommen muss. Und ein Christus muss uns kommen. Gehen wir, ihm den Weg zu bereiten! —

Frau dë Ferriëm hat uns aber noch anderes orakelt. Z. B. glaubt sie uns Aufschlüsse über die weisse Frau im Hohenzollern-

schlosse geben zu können. Diese Erscheinung fand seiner Zeit im II. Bande der „Metaphysischen Rundschau“ Erwähnung. Die Zeitschrift für Spiritismus vom 8. Januar 1898 berichtet darüber:

„Das Geheimnis der „Weissen Frau“ ist gelöst; eine „Seherin“, Frau M., hat die Schleier zerrissen, die es umgaben. Ein Anhänger der Hellseherin schreibt uns: „Der hiesigen Clairvoyante M., die sich im Gegensatz zu der den Lesern aus früheren Ausserungen bekannten „animistisch“ angehauchten Seherin Madame Ferriëm speziell mit „Geisterseherei“ befasst und viel unter den Spiritisten von sich reden macht, ist es gelungen, das Geheimnis, welches die „weisse Frau“ umschleiert, aufzudecken. Man höre die wunderbare Offenbarung der Hellsehenden: „Die weisse Frau“, die in den Hohenzollern'schen Schlössern umgeht, ist keine Gräfin von Orlamünde; sie ist überhaupt keine Frau: die weisse Dame markiert der Kurfürst Joachim, der in Spandau zur Reformation übergetreten ist. Joachim wäre sie schon erschienen, hat man gesagt, — nein, er selbst ist es. Er ist herumgegangen als eine Frau in seinem Wohnsitz. Als Geist lässt er sich im ganzen fünfhundert Jahre sehen. — Ich sah die weisse Frau die Treppe heraufhuschen. Da sagte mein kleiner Hausgeist (der „David“-Geist) zu mir: „Sieh dir mal Joachim an!“ — und ich sah, dass die Gestalt, die bekanntlich immer mit verdecktem Untergesicht erschienen ist, ein Mann, als Frau verkleidet, war. — Es wird gar nicht lange dauern, dann wird er wiederkommen, weil etwas besonderes passieren wird. Als er noch lebte, ist sein Astralleib schon so gekommen. Er musste und muss so erscheinen. Man wird die „weisse Frau“ nie fassen, weil sie eben geistig ist.“

Wir entnehmen obige Mitteilung dem „Berliner Tageblatte“ vom 19. v. M. mit dem Bemerken, dass das in derselben genannte „spiritistische Medium“ — wie uns Herr Frédéric Godefroy wissen lässt — mit dem gleichfalls darin erwähnten „animistischen Medium Ferriëm“ identisch ist. Letztere, dem grössten Teil des Publikums als Clairvoyante, Prophetin und Medium für animistische Kundgebungen bekannte Somnambule, wolle man nicht in den Tageszeitungen mit der spiritistischen Ferriëm, Medium M., identifiziert wissen. Mit anderen Worten, man scheue sich noch, die spiritistische



Seite eines Mediums anzuerkennen, das infolge seiner animistischen Phänomene weit und breit Anerkennung fand.

(„Zeitschr. f. Spiritism.“, Köln, 8. Jan. 1898.)

Zum Schlusse möchte ich noch ein Erlebnis der Seherin anführen, welches die Gabe des Hellsehens der Tiere beweisen soll. Ich möchte jedoch vorausschicken, dass es verschiedene-Arten von „Hellsehen“ giebt, und dass die Tiere naturgemäss nur die niedere, physikalische besitzen, nicht aber die moralische und reingeistige. Bekannt ist die Empfänglichkeit speziell der Hunde für Gedankenübertragungen, wofür ich persönlich eine ganze Reihe von Experimenten angestellt habe. Doch lassen wir Godefroy berichten:

„Als ich mich am Abend des 12. Juli 1897 auf eine kurze Weile bei der Somnambulen de Ferriëm aufhielt, mit deren Familie ich seit Jahren eng befreundet bin, bot sich mir Gelegenheit, ein seltenes interessantes Schauspiel zu beobachten. Die Clairvoyante wollte um die angegebene Zeit gerade ihre Taube füttern, ein gegen alle Bekannten sehr zutrauliches Tierchen, das seiner Besitzerin in ihrer Zurückgezogenheit die Sorgen einer sie indirekt berührenden, erregenden geschäftlichen Thätigkeit in so mancher Stunde vertrieb. Sie schüttete Reiskörner, die Lieblingsnahrung des Vogels, vor den Augen desselben auf dessen freien, erhöhten Futterplatz in der Küche nahe der Wand, wobei sie zu mir bemerkte, dass augenblicklich einer von den „Geistern“, welche gewöhnlich für sie sichtbar durch die Mauer in die Wohnung steigen, dicht am Futterplatz stände. Sie fügte noch hinzu, dass ich auf das Benehmen des Tieres Obacht geben sollte; es würde, wie schon früher bei dergleichen Anlässen, aus Furcht vor der ungewohnten Erscheinung, obwohl es ausgehungert sei und obwohl demselben seine Lieblingsspeise, Reis, geboten würde, dennoch nicht fressen, sondern sobald sich das Phantom bewege, davonfliegen. Hierauf setzte die Seherin die hungernde Taube, die seit dem Vormittag nichts mehr zu fressen bekommen hatte, an das nach einer Richtung hin also höchst willkommene Futter, und siehe da: zögernd stand der Vogel davor, schaute unruhig nach der Stelle hin, wo sich der Geist befinden sollte, und wagte n i c h t, das lockende Mahl anzurühren. Er flog vielmehr nach wenigen Augenblicken auf und setzte sich an einem von der unheimlichen Stelle einige Meter ent-



fernten Ort der Küche nieder. Noch einmal setzten wir die Taube vor das Futter; sie flog jedoch gleich wieder fort. Jetzt nahm die Seherin das Futter in die Hand und hielt dasselbe in genügender Entfernung von dem Futterplatze dem Tiere hin, welches sogleich herbeigeflogen und gehüpft kam, den entgegengehaltenen Reis gierig bis auf das letzte Körnchen aus der Hand frass und ausserdem noch die vorbeigeschütteten, auf die Erde gefallenen Körner aufpickte.

Am nächsten Abend besuchte ich die Familie des Mediums wieder, und nochmals war ich Zeuge des eigenartigen Vorganges, der sich in ähnlicher Weise wie am Vorabend wiederholte. Die Visionärin teilte mir mit, dass sich wieder eine Geistgestalt in der Nähe der oben angedeuteten Stelle (am geschilderten Mauer-Durchgang) befände. Dem Vogel wurde ein kleines Töpfchen mit Erbsen hingestellt und er selber vor dasselbe gesetzt. Ängstlich bewegte er den Kopf, steckte dann etliche Male den Schnabel in den Napf und nahm einige Körner zu sich, hielt indessen darauf gleich mit dem Fressen inne, jedenfalls deshalb, weil sich der dem Medium nur in Umrissen erkennbare Geist näherte und nun deutlicher sichtbar wurde. Die Clairvoyante machte jetzt darauf aufmerksam, dass der Vogel gleich bei einer erfolgenden Bewegung des Phantoms auffliegen werde. Und wie sie es gesagt hatte, geschah es. Nach wenigen Augenblicken erhob sich der Vogel und liess sich auf die Schulter seiner in einiger Entfernung von dem bewussten Platze befindlichen Herrin nieder. Sobald das Futtergefäss von seinem erhöhten Platze an der Wand nun in die Mitte des Küchenraumes gestellt wurde, war es wieder interessant und amüsant mitanzusehen, wie sich die Taube ohne Verzug darüber hermachte und ihr Mahl mit grosser Schnelle vertilgte, ohne einmal davon zu fliegen. — Schon eine Stunde vor dieser Begebenheit war das Tierchen ängstlich in der Küche umhergeflattert, sowie wiederholt zur Thür, die nach der Wohnstube führt, gelaufen und hatte an derselben gescharrt, damit man sie ihm öffnen solle und es aus dem unheimlichen Raume herauskommen könne.

Mit vorstehend geschilderten Vorgängen ist für mich das Hellsehen des Vogels zur Evidenz erwiesen, sowie damit im weiteren Sinne auch ein Zeugnis für das Vorkommen der Clair-



voyance bei Tieren überhaupt erbracht. Dieselbe kann wohl kaum deutlicher *ad oculos* demonstriert werden.

(Aus d. „N. Spirit. Blätt." Berlin, v. 9. Sept. 1897.)

Wir sehen aus obigem, dass die Beeindruckungen der Seherin immerhin hervorragende sind, und dass es von Wert ist, dieselben sorgfältig zu registrieren. Wir werden des Weiteren regelmässig berichten und hoffen, dass unsere Leser sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die Prophezeiungen auf ihre Richtigkeit mit zu prüfen.

Zur Beachtung!

Unsere Leser machen wir auf die Beilage der Hofverlagshandlung von Alfred Schall aufmerksam. Die daselbst angekündigte Bibliothek der Länderkunde, deren erster Band „Antarktis" in der „Rundschau" bereits gewürdigt wurde, ist ein Unternehmen, dass die Beachtung aller Gebildeten in hohem Masse verdient. Der zweite Band, der mir heute vorliegt, behandelt die afrikanischen Inseln in der Bearbeitung von Prf. Dr. C. Keller. Den Hauptheil nimmt die Beschreibung der Insel Madagascar ein, deren üppige Flora und Fauna wie auch deren Einwohner, die Howas, unser Interesse in Anspruch nehmen. Für den Religionsforscher ist freilich die Ausbeute keine grosse. Die Eingeborenen huldigen einem Fetischdienst, der sich heute aber infolge protestantischer und katholischer Mission nur noch eines geringen Anhanges erfreut. Nur Wahrsager treiben noch ausgiebig ihr Gewerbe. — Umsomehr aber wird der Völkerpsychologe befriedigt. Die Howas, die Sakclaven und Eingeborenen der anliegenden Inseln sind Völker, deren Kulturleben sich auf einer höheren Stufe abspielt als das der meisten anderen afrikanischen Völkerschaften. Durch ihr Leben und Treiben führt uns Keller in farbenreicher Schilderung, sodass uns die fernen Länder nach der Lektüre alte Bekannte zu sein scheinen. Neuerdings lenkt sich ja auch das politische Interesse wieder auf diese Ländereien. — Die Publikation ist also eine in vieler Hinsicht zeitgemässe, die Ausstattung, gleich des ersten Bandes, die eines Prachtwerkes.



Zum Lebens-Rätsel.

Von
Carl Buttenstedt in Rüdersdorf-Berlin.

„Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, — darüber will er früh und spat mit seiner Gnade walten." — Auch das Leben, das er gegeben hat, das will er treu erhalten, uns keinesfalls aber nach wenigen Jahren schon wieder nehmen. —

Ja! giebt es denn Beweise dafür, dass Gott auch wirklich uns das Leben nicht wieder nehmen will? Gewiss giebt es das! — denn alles Das, was er vom Tier und Menschen haben will, zeigt er diesen Geschöpfen durch Instinkte an, welche genau andeuten, was das Geschöpf thun soll, um sein Leben zu erhalten. — Wenn es Hunger bekommt, so soll das Geschöpf sich sättigen, — Durst, so soll es trinken, stellt sich Müdigkeit ein, so soll es schlafen, und rückt der Instinkt des Geschlechtstriebes an, so soll es sich dem Akte der Begattung hingeben; — der stärkste aber aller Instinkte ist die Furcht vor dem Tode. Selbst der älteste Mensch, das älteste Tier, verteidigen ihr Leben noch mit Aufbietung ihres letzten Funkens von Kraft, und das ist ein unumstössliches Zeichen dafür, dass die Natur den Tod des Geschöpfes nicht will, dass der Tod vielmehr der Natur unwillkommen in ihrer Berechnung sein muss, die sie sich wegen des Geschöpfes gemacht hat.

Der Instinkt der Todesfurcht beweisst, dass das Geschöpf den Tod auf alle Fälle umgehen, daher nicht sterben soll.

Was kann aber die Natur mit einem ewigen Leben all der hochentwickelten Tiere und Menschen geplant haben? —

Hier spricht nun das Gesetz der Entwickelung ein ernstes Wort, denn dieses Gesetz kann sich unmöglich nur auf den Menschen



allein beziehen, sondern muss sich auch auf die Tiere erstrecken; denn wenn Humboldt sagt, zur Entwickelung des Affen zum Menschen sei ein Zeitraum von 20 Millionen Jahren nötig gewesen, so muss auch die Entwickelung anderer Tiere zum Affen zugestanden werden.

Vor unsern Augen vollzieht sich in Australien die Umbildung des wilden Kaninchens zum Klettertier, weil diese Nagetiere keine genügende Nahrung mehr am Boden finden; sie klettern deshalb auf die Sträucher und Bäume und nähren sich von dem Laube derselben. Wie lange wird es dauern, dann greift das Tier auch zu Früchten und nähert sich immer mehr dem Eichhörnchen und endlich dem Affen. — Sehen wir den Bären an. Als Höhlenbär frass er nur Fleisch. Wegen seiner Plumpheit konnte er sich wahrscheinlich nicht genügendes Wild mehr zu seiner Nahrung fangen, er war gezwungen Kräuter, Wurzeln, Gräser usw. zu nagen, heute frisst er Honig, Früchte aller Art, geht aufrecht, klettert auf Bäumen herum, und wird dem Affen immer ähnlicher. Ist er aber in das Affengeschlecht hineingelebt, so soll er abermals nicht aus dieser Stufe der Entwickelung in die der höheren, menschlichen Stufe hineinsterben, sondern hineinleben, wie auch der Mensch in das Jenseits hineinleben und nicht sterben soll. —

Wenn aber auch der Löwe in die Lage kommt, nicht mehr reichlich Wild zu seiner Nahrung fangen zu können, so muss er, wie auch der Bär, sich zeitweise mit einer anderen Nahrung begnügen, zuletzt wird aus der Not eine Tugend, er wird wie Meister Petz, Allesfresser und wird endlich dem Bären und damit dem Affen ähnlicher; und so treibt das Gesetz der Entwickelung alle Gattungen von Tieren, die mit dem Instinkte der Todesfurcht ausgestattet sind, in die höhere Gattung des Affengeschlechts hinein, um von hieraus sich zu Menschen zu entwickeln. Das Affengeschlecht ist das Sammelsurium aller übrigen, in der Entwickelung aufgestiegenen Tiere. Das Geschlecht der Affen sieht auch ganz danach aus, als ob es aus aller Herren Geschlechter zusammengewürfelt wäre, und ebenso sehen wir Menschen aus, die wir aus den Affen hervorgegangen sind. — Die Instinkte des Menschen deuten nun darauf hin, dass er auf seiner hohen Stufe der Entwickelung sich nicht mehr geschlechtlich reproduzieren, wohl aber vervollkommnen soll, — denn sein Geschlecht wird ja dadurch unsterblich, dass er immer



neuen Zuzug aus dem Affengeschlecht erhält, ausserdem aber eben nicht sterben soll. — Wenn er heute dennoch stirbt, so liegt das nicht an dem guten Willen der Natur, sondern daran, dass die Erde noch einem so jungen Baume gleicht, der die ersten Blüthen treibt, die eben noch abfallen, ohne eine Frucht zur Reife zu bringen; wie aber jede Blüthe von all den Milliarden, die jährlich zu Grunde gehen, die volle Kraft mit auf den Weg bekommen haben, als Früchte ausreifen zu können, so hat jede von uns lebenden Menschenblüthen auch die Kraft mitbekommen, bis zur Vollkommenheit auszureifen ohne sterben zu müssen.

Jedes Geschöpf hat alle Stufen der Entwicklung zu durchlaufen, entweder im Mutterleibe oder in der Natur, und da der Mensch sonach bereits die meisten Stufen durchlaufen hat, wird er im Mutterleibe zuerst eine Zelle, dann ein Wurm, Fisch, eine Amphybie, ein Säugetier und endlich ein Mensch, als der er dann in der Natur weiterlebt.

Meine Ergebnisse des Studiums der Instinkte gipfeln nun darin, dass ich behaupte, die Instinkte der hohen Todesfurcht deuten darauf hin, dass jedes Geschöpf von der Stufe an, wo ihm dieser Instinkt verliehen wird, sämtliche Stufen seiner ferneren Entwickelung in Natur zu durchleben hat, ohne sterben zu sollen. — Der Tod, und die deshalb notwendige Fortpflanzung der Geschöpfe, sind nur gewaltaktige Notbehelfe der Natur, das Geschöpf auf der Stufe wieder in's Leben eintreten zu lassen, wo es zu Grunde ging. — Den Fond aber, alle Stufen der Entwickelung durchleben zu können, und zu sollen, hat jedes Individuum von Natur mit auf den Lebensweg bekommen. Dass wir das bisher nicht auch thatsächlich beobachtet haben, und unserer Ansicht nach Alles zu Grunde ging, durch neue Generationen neu erstanden ist und erhalten wurde, liegt im Kampf ums Dasein begründet, der vielleicht später in höheren Stufen ein Ende hat. —

Unser ganzes Vorleben, unsere ganze vorherige Entwickelung steckt also schon im Tiere, und so haben wir nur noch einen kleinen Weg bis zu unserer Vollkommenheit. Sollten wir nicht aufjauchzen, dass uns dies endlich klar wird, wo wir auf dem Wege unserer Entwickelung stehen? Denn nun können wir etwas für uns thun!



Nun können wir diese Erkenntnis zu unsern Gunsten ausnützen; — denn nur dann können wir rationell für uns Schätze sammeln, die weder Motten noch Rost fressen, wenn wir uns über unsere wahre Bestimmung klar sind, und wissen, was Gott mit uns vor hat. —

Entgegnungen
auf
Carl Buttenstedt's Unsterblichkeitslehren des Menschen.*)

Buttenstedt's originelle Ansicht, dass dem Menschen ein tausendjähriges glückliches Leben auf dieser Erde bestimmt sei und sodann der Übergang von der Stufe des groben Stoffes bis zum Geistwesen ein langsamer, ein allmähliger, hat manchen Widerspruch hervorgerufen. Ich greife hier 3 Widersprüche heraus, welche ebenfalls originell die Wirkung des Buttenstedt'schen Artikels „Schlüssel zum Jenseits" ganz wirkungsvoll wiedergeben. Das Thema ist eine angeregte Diskussion schon wert, nur hat Buttenstedt, der zwar ein tüchtiger Kenner des Magnetismus und der Naturwissenschaft ist, die eigentliche Lösung seiner Frage selbst noch nicht gefunden, wennschon er sie ahnt. Im 3. Bande der „Rundschau" werden einige Arbeiten erscheinen, welche Buttenstedt's Ideen in ganz ungeahnter Weise stützen und klären werden. Für diesen Band ist der Raum nicht ausreichend.

Den Wihan'schen Artikel bringe ich in seiner ganzen Härte, wobei ich mich versichert habe, dass das Urteil nur der Sache, nicht der Person gilt. Dem abstrakten Denker scheint es etwas Ungeheuerliches, Unverzeihliches, psychische Gesetze, die man seiner Ansicht nach nur „wissen" darf, in das Leben zu versetzen. Die Forderung „Vormachen!", nämlich vorhandene Beweise für die Möglichkeit eines langen Lebens, d. h. eines jahrhundertelangen bringt Buttenstedt allerdings in die Enge, denn der einzige mir bekannte Beweis, die Existenz der beiden Mahatmas Morihja und Koot Humi

---

*) Man vergl. den Artikel Buttenstedt's im 3. und 4. Hefte des II. Bandes der „Neuen Metaphysischen Rundschau".



ist für die Öffentlichkeit undiskutabel. Doch glaube ich, das Vernunftschlüsse auch zureichen, zumal die Gegner auch keine objektiven Beweise haben. —

Entgegnung

von

Professor Robert Wihan.

Es ist den Philosophen wirklich nicht zu verargen, wenn sie zu sehr schülerhafte philosophische Abhandlungen ganz ignorieren. Welcher Erwachsene wird das Geschwätz eines unreifen Knaben über wichtige Fragen einer Beachtung würdigen? Sowie sich aber die Erkenntnis eines Knaben zu der eines Erwachsenen in den gewöhnlichsten Fragen verhält, so verhalten sich die Anschauungen philosophisch ungebildeter und unwissender Menschen zu jenen höher gebildeter, philosophisch geschulter Denker über die philosophischen Fragen. Der Aufsatz Buttenstedt's zeigt nun einen solchen Mangel an philosophischer Bildung, dass sich bestimmt kein Philosoph die Mühe nehmen wird, ihn zu kritisieren. Ich bin jedoch der Ansicht, dass jeder, der im Stande zu sein glaubt, etwas zur Aufklärung seiner Mitmenschen und zur Unterdrückung falscher Lehren über wichtige Fragen beizutragen, sich bemühen soll, das anzustreben, und deshalb, und weil eine Besprechung dieses Aufsatzes gewünscht wurde, erlaube ich mir, die Leser der „Neuen Metaphysischen Rundschau“ über den Wert dieser Arbeit aufzuklären.

Der Aufsatz ist in der That sehr bemerkenswert; aber nur weil es ganz unglaublich ist, wie ein halbwegs gebildeter Mensch sich erkühnen kann, so unbegründete Behauptungen mit solcher Zuversicht öffentlich aufzustellen.

Der Tod soll u n n a t ü r l i c h, von G o t t g a r n i c h t g e p l a n t sein; der Mensch s o l l nicht sterben, sondern durch allmählichen Verlust seines Knochen- und Muskelgerüstes sich zu einer Gasgestalt umbilden!

Man muss gestehen, dass das eine grossartige wunderbare Entdeckung — wäre, wenn sie nämlich der Wirklichkeit entsprechen würde. Leider aber muss diese Idee vor der Hand als ein Hirn-



gespinnst eines unfähigen Schwärmers oder Träumers erklärt werden; denn es kann kein einziges Beispiel angeführt werden, dass es einem Menschen gelungen wäre, den Tod aufzuhalten, sich allmählich in eine Gasgestalt umzubilden, und die Anführungen, welche dieser merkwürdigen Lehre zur Stütze dienen sollen, sind derart, dass dadurch ein nur halbwegs vernünftiger, aufgeklärter Mensch unmöglich bewogen werden kann, diese Lehre anzuerkennen.

Der Verfasser will durch das Studium der Instinkte der Lebewesen zu dieser Einsicht gelangt sein. Das klingt wohl Vertrauen erweckend, aber man sucht umsonst nach einer Darlegung, welche Instinkte und Schlüsse zu dieser Erkenntnis führen. Nirgends ist von einem Instinkte die Rede. Nur, weil die Natur, wie dieser geniale Forscher meint, nie Sprünge macht, sondern immer nur ganz allmählich aus einem Zustande in den anderen führt, soll der Tod unnatürlich sein. Es ist ja aber gar nicht wahr, dass die Natur keine Sprünge macht. Das Schiesspulver wird doch durch Hitze oder einen Schlag plötzlich in ein Gas verwandelt; Sauerstoff und Wasserstoff verwandeln sich durch Entzünden plötzlich in Wasser. Der elektrische Funke überspringt plötzlich; durch den Blitz wird der Mensch plötzlich getötet. Was wir fortwährend ohne unser Zuthun geschehen sehen, wird allgemein als natürlich bezeichnet. Unter Natur versteht man ja den Inbegriff aller solcher Erscheinungen; und es muss sonst auch als ein Naturgesetz bezeichnet werden, dass der Körper des Menschen im Alter immer schlechter funktioniert und endlich stirbt, d. h. wie wir sagen dürfen, als Werkzeug für den Geist unbrauchbar wird.

Wie unüberlegt, thöricht ist die Behauptung, dass der Tod von Gott gar nicht geplant ist; selbst, wenn man einen allmächtigen Schöpfer annehmen zu dürfen glaubt! Wer könnte denn so etwas wissen; und was wäre das für eine Allmacht, wenn etwas, was gegen die Pläne dieses Gottes wäre, fortwährend geschehen würde?

Eine recht sonderbare Lebensregel stellt der Verfasser auf, indem er sagt, dass wir nur denjenigen Instinkten folgen sollen, die uns eine Annehmlichkeit versprechen, und dass wir das Gegenteil lassen sollen. Der Prasser, der Dieb, der Räuber, der Mörder und der Wollüstling folgen ja alle nur solchen Instinkten, suchen eine Annehmlichkeit zu erreichen!



Ist es nicht lächerlich, wenn ein Mensch behauptet: „Ich fand, dass man die Dauer des Lebens vollständig unter seinen Willen stellen kann.“ Wie hat denn dieser grosser Forscher das gefunden? Das könnte doch nur jemand behaupten, der an sich oder an andern Menschen Versuche angestellt hätte und dem es gelungen wäre, durch Anwendung seiner Lebensregel das Leben wenigstens eines Menschen weit über die gewöhnliche Grenze zu verlängern, der also selbst mindestens schon 150 Jahre alt sein müsste! Offenbar will der Verfasser sagen, dass er das vermutet, aus verschiedenen Erscheinungen schliessen zu müssen glaubt. Das ist doch aber etwas ganz anderes! Man kann nur dann sagen, dass man eine neue Wahrheit gefunden hat, wenn man dieselbe immer durch Versuche als eine Wahrheit erweisen kann. —

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Carlstrasse 3 part.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Freiherr
Dr. Carl Du Prel †.

In der Nacht vom 4. zum 5. August dieses Jahres verliess die Seele Du Prels ihre irdische Hülle, nachdem der Körper schon längere Zeit seinen Dienst zu versagen drohte.

Wir rufen dem Gesinnungsgenossen, dessen energisches Eintreten für unsere Sache den Grundstein zu dem okkulten Tempel mit legen half, den zu bauen die Aufgabe unseres Jahrhunderts ist, ein „Ruhe sanft!“ nach. Die mutige Seele, die im Kampfe mit den materialistischen Gegnern nie versagte, sie hat jetzt dem Leben ihren Tribut gezahlt und wird in einem Jenseits, wie sie es sich selbst geträumt hat, selbst in ernsten Studien erdacht hat, die glückliche Ruhe der Erlösten geniessen. Was uns Du Prel war, was wir ihm verdanken, will ich heute übergehen; jetzt wo er von uns gegangen ist, empfinden wir, welch breiten Raum der Denker Du Prel in unserer Bewegung einnahm.

Möchte sein Lebenswerk unter uns reiche, edle Früchte tragen und ihm auch auf Erden die Unsterblichkeit erringen, die er von einem Jenseits erhoffte.

Paul Zillmann.